



1905

Friedrich Nietzsche und die "Idealistin" November 1905

Martha Strinz

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Strinz, Martha, "Friedrich Nietzsche und die "Idealistin" November 1905" (1905). *Essays*. 1743.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1743

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Frau 13. Jg. Heft 2 (November 1905)

Friedrich Nietzsche und die „Idealistin“.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 61.)

Aber das geöffnete Grab schließt sich wieder. Mit neuen Morgenröten umfängt das Leben einen Genesenden. Es beginnen die Jahre seiner Wanderschaft und Einsamkeit. In Genua liegt er auf einem einsamen Felsen am Meer unter seinem Sonnenschirm, still wie eine Eidechse, vor sich Meer und reiner Himmel. Dort hat er „seine Heimlichkeiten mit dem Meer“, „erschlüpft“ dort die kleinen, leichten Dinge, die sein neues Buch schwer machen, das Buch, das „sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge ausströmt, ihnen die Seele, das gute Gewissen, das hohe Recht und Vorrecht auf Dasein wieder zurückgibt“, das Buch, das „ohne den geringsten Pulvergeruch“ ist und doch den tödlichen Feldzug gegen die Moral führt. Die „Morgenröte“ kündigt der Moral das Vertrauen, aber — aus Moral, — das erkennen, hieß den neuen Nietzsche begreifen. Im Sommer 1881 findet er dann das Asyl, das „alle fünfzig Bedingungen seines armen Lebens erfüllt“, sein heroisches Idyll Sils Maria, das mit seiner kalten, hellen Höhenluft, seiner in allen Farben spielenden Lichtfülle, mit zackigen Felsen und Gletschern, nicht Hintergrund, nein Leib seiner Dichtung wird, in tausend Reflexen in der Fülle ihrer Bilder und Gleichnisse zurückgeworfen. Dort wird ihm sein „abgründlichster Gedanke“ geboren: der Gedanke der Ewigkeit des Lebens und der ewigen Wiederkehr alles Seienden; nun reißt ihm seines Lebens Mittag, und Zarathustra steht auf, eine „neue Art zu leben“ zu lehren. Eine „fröhliche Wissenschaft“ lehrt fröhlich leben und fröhlich lachen, denn Leben ist nicht mehr Pflicht, Verhängnis, Betrügerei, sondern Mittel der Erkenntnis, ein „Experiment des Erkennenden“. Wir fühlen, warum dieser Gedanke ihm als sein großer Befreier erschien: Nietzsches Grundtrieb und einzige große Leidenschaft, sein Wahrheits- oder Erkenntnistrieb hat hier das letzte Opfer und seinen letzten Sieg erlangt: Beruf, Freunde, menschliche Sympathie und menschliches Glück gab er ihm eins nach dem andern, nun gibt er ihm das Leben selbst. Ihm kehrt, nach langer Nacht von Kampf und Entzweiung, die Einheit zurück: er fand sich und seine Lebensaufgabe, was dasselbe ist. Das war seine Genesung.

Nun kommen auch die alten Freunde wieder vor sein Auge. Malwida von Meyssenburg ist eine der wenigen, die ihn auch in sein zweites Dasein hineinbegleiten. Von Genua schreibt er ihr im Februar 1882:

„Ich höre mit Entzücken, daß Sie den Gedanken an ein solches zweites Dasein bei mir niemals ganz verlieren haben. Ich bitte Sie heute, recht lange, lange noch zu leben: so sollen Sie auch an mir noch Freude erleben. Aber ich darf nichts beschleunigen — der Bogen, in dem meine Bahn läuft, ist groß und ich muß an jeder Stelle desselben gleich gründlich und energisch gelebt und gedacht haben: ich muß noch lange, lange jung sein, ob ich mich gleich schon den Vierzigern nähere. — Daß jetzt alle

Welt mich allein läßt, darüber beklage ich mich nicht — ich finde es vielmehr erstens nützlich und zweitens natürlich. So ist es und war es immer die Regel. Auch Wagners Verhalten gehört unter diese Trivialität der Regel.“

Wir sehen hier eine neue Wertschätzung der Freundin bei Nietzsche beginnen. Sie bleibt treu, das gibt ihr einen Vorrang vor vielen, deren Verhalten unter die „Trivialität der Regel“ fällt. Solche Treue scheint ihm einen Grad von Verständnis zu verbürgen, wenigstens ein Anerkennen seines Weges. Nun zeigt sich das tiefe Freundschaftsbedürfnis seiner Natur darin, daß ein solches Verhalten ihn augenblicks die Klust im Verständnis vergessen macht, oder ihn überredet, daß sie im Begriff sei, sich zu schließen. Dann wünscht er dankbar, auch seinerseits den Freunden Freude zu machen mit seinen reiferen Gaben. Treue vergißt er nicht. Daher in diesen Briefen ein Schauspiel, wunderbar für jeden Kenner dieses Aufstiegs in eifige Höhen: wie lange das Verhältnis zu dieser Freundin seine Wärme behält, trotzdem die Einsicht in den trennenden Unterschied mit jedem Brief vor dem in solcher Beziehung heftigen Auge Nietzsches wachsen mußte. Er sendet ihr jedes neu entstandene Buch, er versichert sie seiner dauernden Dankbarkeit; er sehnt sich nach ihr: „O wie gern möchte ich meine treue, verehrte Freundin Malwida einmal wieder hören!“ Er wünscht sich gerade ihre Nähe, „wie ich mir reinen Himmel wünsche“; er findet: „es ist ein Jammer, wenn wir beide, zwei Menschen, welche sich lieb haben, nicht zusammenleben,“ und schlägt ihr vor, in Nizza mit ihm zusammenzutreffen, und noch 1887 scheint ihm ihre Aufforderung, ihre beiden Einsamkeiten „einmal wieder in die allernächste und allerherzlichste Nachbarschaft zu rücken, eine äußerst verlockende Perspektive“. Trotzdem haben sich die Freunde nach einem zweimaligen Zusammentreffen in Rom 1883 nicht wieder gesehen; Nietzsches leidender Zustand ließ ihm die Wahl eines Aufenthaltsortes nicht frei, und der Einsiedler in ihm setzte auch wohl ein begründetes Mißtrauen in solche Lockungen des wärmebedürftigen Herzens.

Es ist schmerzlich, in dem Grunde dieser Wärme selbst wie einen Wurm im Holze ein Mißverständnis bohren zu sehen. Malwidas Treue war kein Anerkennen des neuen Nietzsche, auch nicht in jenem Sinne der Billigung einer ihm notwendigen, wenn auch ihr fremden Wandlung. Aus ihren eigenen Worten¹⁾ wird deutlich erkennbar, wie sie die Wandlung, die Nietzsche seinen Genesungsprozeß nannte, beurteilte:

„Ich blieb ihm treu, weil ich fest überzeugt war, daß die Veränderung, die sich in ihm vollzog, nur eine Phase seiner Entwicklung sei, aus der sein eigentliches, geistiges Selbst, gewachsen und gekräftigt, hervorgehen werde. Der erste mächtige Anstoß zu dieser Wandlung war der gewaltige Trieb seiner urwüchsigen Persönlichkeit, sich von den übermächtigen Einflüssen, welche seine Jugend beherrscht hatten, loszusagen, um seinen eigenen Weg zu gehen.“

Alles wahr und mit einer weitsichtigen Toleranz gefaßt, in der wir die tapfere Kämpferin für den Individualismus wiedererkennen. Jene Zeit, von 1876 bis 1882, war eine Entwicklungsphase Nietzsches zu seinem eigentlichen Selbst, nur daß dies Selbst nicht das war, das Malwida erhoffte. Sie wollte ihn rückkehren sehen, in ihrer Sprache: auf den Weg des „Ideals“ — es war der Weg, auf dem sie einander gefunden. Aber was sollen uns Freunde, die uns „rückwärts“ zurufen, wo wir vorwärts schreiten! Das alte „Ideal“ war vor der Arbeit von Nietzsches nimmermüdem Forschergeist zerbröckelt, Stück um Stück. Bereits in „Menschliches, Unzu-

¹⁾ Individualitäten. Berlin und Leipzig 1901. I.: Nietzsche.

menschliches“ war die Ablösung vollzogen. Der „Heilige“ wurde hier aus einem Ineinanderspiel egoistischer Motive und sexueller Abnormität erklärt, der Kult des Genies war ein Nachklang der Götter- und Jüngerverehrung, und der Anteil der Menge am Kulturwerk wird hervorgehoben; die in den Begriff des „Guten“ und „Idealen“ hineingewobenen Begriffstauschungen werden mitteilungslos aufgedeckt und der egoistische Grundtrieb in ihnen nachgewiesen — wie einschneidend gerade für den Idealisten! dessen Existenz ja nur dadurch möglich ist, daß er — unbewußt natürlich — sein Ideal mehr liebt als die Wahrheit; ohne sein Ideal lebt er nicht mehr. Nietzsche aber entwickelt in seiner zweiten Phase in sich jene heroische Lebensauffassung des Wahrheitsforschers, der die Wahrheit ans Herz drücken will, auch wenn sie tödlich ist. Von der Höhe seiner Entwicklung hat er später seinen Waffengang gegen den Idealismus mit spöttischer Lustigkeit also dargestellt:

„Unzugehörig ist mir der Idealismus; der Titel meines Buches sagt: wo ihr ideale Dinge seht, sehe ich ‚Menschliches, Allzumenschliches!‘ — ‚Dies Buch ist die Fackel, die mit einer schneidenden Kelle in die Unterwelken des Ideals hineinklopft.‘ — Es ist ein Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attituden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen — dies alles wäre noch ‚Idealismus!‘. Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen auf Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert. — Hier zum Beispiel erfriert ‚das Genie!‘; eine Ecke weiter erfriert der ‚Heilige!‘; unter einem dicken Eiszapfen erfriert der ‚Geld!‘; am Schluß erfriert der ‚Glaube!‘, die sogenannte ‚Aberzeugung!‘, auch das Mitleiden kühlt sich bedeutend ab — fast überall erfriert das Ding an sich.“

Dagegen blieb Malwida bei Schopenhauer stehen. Sie hatte sich hier endgültig vor Anker gesetzt, und auch wenn die Entwicklung selbst ihr geistig möglich gewesen wäre, die Jahre dafür waren bei ihr vorüber, wie sie es bei Wagner gewesen waren. In ihrem Buche skizziert sie zuverlässig das Bild von Nietzsches Entwicklung, das das ihre war: „Der Nietzsche der dritten Epoche würde zum Grundprinzip seiner Philosophie kein anderes gewählt haben, als das schon in der ersten Epoche ausgesprochene, das ich hier wiederhole: Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten.“

In diesem Wort enthält sich aber auch die Schranke von Malwidas geistigen Fähigkeiten überhaupt, die eine dauernde geistige Gemeinschaft zwischen ihr und Nietzsche unmöglich machen mußte. Sie lag, wie zu erwarten, auf intellektuellem Gebiet. Nietzsche drängte ein unabwiesbares Klarheitsbedürfnis zu umfassender Revision des philosophischen Grundgerüstes, das seine große jugendliche Kulturtheorie trug, als sich ihm Widersprüche von allen Seiten aufdrängten. Solche logische Gedankenarbeit war der Frau verjagt. Sie bekennt sich zu Schopenhauer: ob ihr jemals klar geworden ist, daß sich ihr und ihres jungen Freundes Idealismus überhaupt nicht mit Schopenhauer vertrug? Denn der Idealismus ruht auf einem großen Optimismus, der das Leid des einzelnen, also den individuellen Pessimismus zu seiner Vorbedingung hat, während für Schopenhauer gerade der Urwille eine teuflische Macht ist, deren Selbstvernichtung im erkennenden Individuum der Weg ist zur allgemeinen Vernichtung dieser Welt des Scheins. Kunst und Philosophie sind ihm lebensfeindliche Mächte, die an der Vollendung der Natur, d. h. der Vernichtung arbeiten; Malwida nimmt sie jedoch — wie der junge Nietzsche — als lebensfördernde, gleichsam als selige Inseln von feineren Daseinsmöglichkeiten, die uns durch Ausruhen vom Willensgetriebe

„erlösen“. Was für einen Sinn hätte auch Nietzsches Streben nach höherer Kultur, und Malwidas Erziehungsideal bei einem konsequenten Anhänger Schopenhauers!

So konnte Malwida auch nicht in die Tiefe des großen Konfliktes schauen, der Nietzsches Basler Jahre erfüllte, und der ein Kampf war zwischen der wahrheitsfordernden Erkenntnis und dem mitleidigen Herzen, das Schonung wollte für die Freunde und die Wärme menschlicher Sympathie zu seinem Gedeihen. Malwida deutet ihn wieder nur ungefähr richtig. Um ihre eigenen Worte zu geben:

„Er schrieb mir 1875: ‚Im übrigen bin ich entschlossen, alt zu werden, denn sonst kann man es zu nichts bringen. Aber nicht aus Vergnügen am Leben will ich alt werden. Sie verstehen diese Entschlossenheit.‘ Wohl verstand ich diese Entschlossenheit. Es war die des reisenden Mannes, dem das Schicksal die Erkenntnis einer ungeheureren Aufgabe in das Herz geschrieben hatte, und der bereit war, sie zu erfüllen, dem aber zugleich das tiefe Weh klar geworden war, daß den großen Kämpfern selten das, was die Welt Glück nennt, beschieden ist.“

Das war richtig genug, um in ihm eine Sympathie zu erwecken, die er erquickend fühlte, und nicht richtig genug, um eine Aussprache zu ermöglichen. Eine solche mußte die Mißverständnisse aufdecken, wie es in Sorrent geschah. Sie erzählt aus jener Zeit, daß „Nietzsche einmal die Bemerkung machte, daß dem rechten Menschen alles dazu dienen müsse, nach Erkenntnis zu streben, auch die Leiden. Ich erinnerte ihn daran, daß denen, die Gott lieben, wie es in der Bibel heißt, alle Dinge zum Besten dienen müssen.“ Da sehen wir, wie die Gespräche verliefen: Nietzsche will den Gewinn der Erkenntnis als höchstes Gut betonen, oder vielmehr das Streben nach Erkenntnis als jeden Opfers wert bezeichnen und damit das Grundmotiv seines Lebens enthüllen; Malwida erwidert — Verzeihung für das Wort — mit einem Gemeinplatz und glaubt zu verstehen, während der Kern der Mitteilung ihr entgeht.

Aber eben daraus, daß sie zu verstehen glaubt, erklärt sich ihr Verhalten. Ihre schöne und oft erprobte Toleranz gegenüber abweichenden Meinungen erleichtert ihr die Aufgabe. Sie behält Hoffnung und Glauben und Liebe. „Ich hoffte, daß aus den harten, in häßliche und unwahre Extreme ausschweifenden Folgerungen der edle Geist Nietzsches, wie er sich in seinen Anfängen gezeigt hatte, hervordringen und nun erst seine philosophische Weltanschauung in der klaren Form eines neuen erhabenen Ideals zur Reife bringen werde.“ In diesem unentwegten Glauben schreibt sie ihm noch 1887: leben Sie wohl, lieber Freund, und verstümmen Sie nicht wieder so gänzlich; denn Sie mögen es nun wollen oder nicht — ich bleibe, trotz Ihrer Schwarzkünstlergedanken, Ihnen von Herzen zugetan und glaube mehr an den Künstler in Ihnen, als an den Schwarzen und an den Eisberg.“

Ihre Briefe aus den Jahren 1882—1888 sind nur in Bruchstücken vorhanden. Mitteilungen in Elisabeth Försters „Leben Nietzsches“ und in Malwidas schon zitiertem Skizze über Nietzsche lassen erkennen, daß mancherlei vernichtet oder unterdrückt worden ist. Aber aus dem Vorhandenen geht genugsam hervor, wie sie in alter Weise bestrbt ist, Gutes für ihn auszustimmen, und über verletzende Äußerungen schonend hinweg geht.

Sie ist immer wieder in mütterlicher Güte persönlich zu helfen bereit. Sie bittet ihn etwa, nach Rom zu kommen, wo eine ihr bekannte Dame gern nach seinem Diktat schreiben wolle; sie sucht ihn aus seiner Vereinsamung herauszulocken: „Kommen Sie im Winter hierher und probieren es mit den Vorlesungen in meinem Kreis.“ Sie sucht nach Freunden für ihn, sucht Propaganda zu machen und „Jünger“ zu werben.

Dem was ihr gültiges Herz immer neu an ihn fesselte, das sind jene erschütternden Ausbrüche des Einsamkeitsgefühls, die sich in den Jahren des letzten Anstiegs häufen zu einem unaufhörlichen Schrei der Qual, Malwidas Mitleiden im höchsten Maße anrufend. Sein körperliches Leiden verschwindet vor dem Übermaß des seelischen: „Aber nun bin ich wieder einsam, und die Wahrheit zu sagen, ich war noch nie so einsam. Alle Ergebnisse der letzten Jahre haben mich immer dies eine gelehrt: es gibt niemanden, der Willens ist, mit mir meinen Weg zu gehen — es sieht noch niemand diesen Weg.“ So schreibt er 1883 aus Genua. Und 1887 aus Nizza: „Sie erraten gewiß, daß mir von Menschen fast nichts übrig geblieben ist (obwohl ich nicht alt bin — oder doch?) Die Jahre gehen dahin, und man hört kein Wort mehr, das einem noch ans Herz kommt.“ Und wieder in einem andern Briefe kommt am Ende nach der Erzählung wiederholter Anfälle seines schweren physischen Leidens der Ausruf: „gibt es denn keinen Menschen, der mich lieb hat!“

Solche Leidensbekenntnisse entstammen den letzten fünf oder sechs Jahren von Nietzsches Leben, die seine dritte Phase bezeichnen: nach Ablösungen und Reinigungen neues positives Schaffen, neue Grundwerte, neue Höhenziele, feinere Sittlichkeit, die große „Umwertung aller Werte“. Ein erneuter Idealismus richtet neue und fernere Ideale auf. „Welche Überraschungen fand ich nun! Welche neuen Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit! Welches Ausruhen in der Sonne! Und diese neue Stimme, die ich hörte — diese Begegnungen, diese seltenen Zärtlichkeiten!“ Alle Seligkeiten des Schaffenden hat ihn seine Einsamkeit schmecken lassen, aber ihm auch ihre Qualen mehr als anderen zu kosten gegeben. Denn seine Philosophie war nicht Resultat der Denkarbeit des kühlen logischen Kopfes allein, sie war ein Erlebnis; sie will weniger logisch überzeugen als das Gefühl überreden; Zarathustra ist ein Prophet und Religionsstifter. Sie verlangt nach Resonanz: was soll die Predigt, der die Hörer fehlen? Das ist seine schlimmste Einsamkeit, daß ihn niemand hört, niemand versteht, niemand etwas durch ihn erlebt . . . Und dann ist sein Werk eine fortschreitende Loslösung vom Vergangenen, ein Fremdwerden, eine immer stärkere „Entpersönlichung“ — es treibt in Höhen, wo auch die letzten Freunde zurückbleiben müssen.

Solche Leiden der wachsenden Entfernung von allen Menschen, zusammen mit einem gewaltig gesteigerten Selbstgefühl, erklären die zunehmende Gereiztheit und Bitterkeit in den Äußerungen aus diesen letzten Jahren. Er schildert einmal der Freundin diesen Zustand (Juli 1888):

„Das Schlimmste an meiner Lage ist ohne Zweifel, seit 10 Jahren nicht ein Wort mehr gehört zu haben, das mich noch erreichte — und dies zu begreifen, als notwendig zu begreifen! Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben. Wie man das büßen muß! Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Tier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören, und die Last, die man zu teilen, die man abzugeben wünschte (wozu schreibe man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zugrunde gehen, unsterblich zu sein.“

Daher enthalten auch die Briefe an die Freundin die schroffen Äußerungen über Menschen und Dinge, wie sie dem Leser des 1. Bandes der Briefe bereits bekannt sind, und die das Vorurteil gegen Nietzsche so stark begünstigt haben. Eine wahre Feindseligkeit gegen die Menschen bildet sich aus — „ich kann sie nachgerade nicht mehr riechen, am wenigsten die jungen Leute, von denen ich gar nicht selten heimgesucht werde (oh, sie sind zudringlich, läppisch, ganz wie junge Hunde)“. Seine Abneigung

gegen die Deutschen macht sich auf alle Weise Luft: „o, über die moralische Tartüfferie aller lieben Deutschen! Ich fühle mich im heutigen Europa nur den geistigsten Franzosen und Russen verwandt und ganz und gar nicht meinen gebildeten Landsleuten.“ —

Wie sollte die Freundin da helfen! Wieviel Abweisungen muß auch sie sich gefallen lassen, und welche „Wahrheiten“. Einmal noch warnt er gerührt und schonend: „Wer ließe mir nicht davon, wenn er dahinter käme, was für Pflichten aus meiner Denkweise erwachsen. Auch Sie, meine hochverehrte Freundin, auch Sie; diesen würde ich zerbrechen und jenen verderben — lassen Sie mich nur in meiner Einsamkeit.“ Oder schärfer und ungeduldig: „helfen, wer könnte mir helfen? ich bin selbst bei weitem mein bester Arzt.“ Oder ironisch gutnützig: „Seien Sie hübsch dankbar dafür, daß ich mich von Ihnen ein wenig fern halte! Und daß ich mich nicht darum bemühe, Sie auf meine Wege und „Auswege“ zu locken!“ Ein Urteil über einen von ihr anempfohlenen Autor fällt verlegend offenherzig aus:

„Mit dem schwachsinrigen und eiteln H. dürfen Sie mich nicht verwechseln. Das ist ein Literat zehnten Ranges, dem ich einen Zutritt gegeben habe, als ich merkte, welchen Mißbrauch er mit mir und meiner Literatur zu treiben anfing. Galtten Sie denn eine Seite von seinem süßlichen Gewäsch aus? Es versteht sich von selbst, daß sein Buch, von dem Sie schreiben, mir absolut unbekannt ist. Vergleichen darf bei mir nicht über die Schwelke.“

Das war allerdings eine harte Aufgabe für die alte Freundin, solchen Äußerungen zum Trost ihr Idealbild von dem Freunde hoffnungsvoll festzuhalten! Den Waffen des Spottes und der Ironie war sie nicht gewachsen; wahrlich, die „leichten Füße in allem Geistigen“ waren ihr am wenigsten geworden, und sie scheint in der Tat keinen Humor besessen zu haben. Was sie aber nach eigenem Geständnis ihm am meisten übel nahm, das sind jene Äußerungen des gewaltig gesteigerten Selbstgefühls, die für Nietzsches einsame Höhe so charakteristisch geworden sind. Nicht nur, daß er sich für „den unabhängigsten Geist Europas und den einzigen deutschen Schriftsteller“ erklärt, und den Zarathustra für „das Buch der Bücher, gegen das alle anderen Bücher zusammengerechnet überhaupt nur Literatur sind“ — es kommen Worte aus unzugänglichen Höhen des einsamen zukunftschauenden Genius: „ich will die Menschheit zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden, und es kann so kommen, daß einmal ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun.“

Solche Worte wollen allerdings mit Ohren Zarathustras, des Umwerter aller Werte, gehört sein. Wer will die alte Freundin tadeln, daß sie darin eine so ungeheure Selbstüberschätzung erblickte, daß sie ihr nur als Vorzeichen der Geisteskrankheit begrifflich schien?

Wie dachte wohl Nietzsche im innersten Herzen über Malwida? Einem leidenschaftlichen Sympathiebedürfnis war doch ein Gegner in seiner eigenen Brust stets vorhanden. Das war eine ungemaine Empfindlichkeit in bezug auf den Erkenntnistrieb. Er besaß eine aristokratische Verachtung für die „Lasterhaftigkeit des Intellekts“:

„Die allermeisten finden es nicht verächtlich, dies oder jenes zu glauben und darnach zu leben, ohne sich vorher der letzten und sichersten Gründe für und wider bewußt worden zu sein und ohne sich nur die Mühe um solche Gründe hinterdrein zu geben — die begabtesten Männer und die edelsten Frauen gehören noch zu diesen „Allermeisten“. Was ist mir aber Gutherzigkeit, Demut und Genie, wenn der Mensch dieser Tugenden schlafte Gefühle im Glauben und Urteilen bei sich duldet, wenn das Verlangen nach Gewißheit ihm nicht als die innerste Begierde und tiefste Lust gilt — als das, was die höheren Menschen von den niederen unterscheidet.“

Solche Empfindlichkeit schloß eine Freundschaft mit Ungleichen eigentlich von vornherein aus. Es mag Menschen genug geben, bei denen die menschlichen Beziehungen durch Gegensätze in den theoretischen Anschauungen nicht gestört werden und die solches als ein humanes Prinzip vertreten; in Fragen der Weltanschauung kann das nur der, mit dem sie eben nicht verwachsen ist als sein Allerpersönlichstes. Solche sind dann verurteilt, stets nach dem Gleichen sich zu sehnen.

Wie sehr Malwida auch zu diesen „Allermeisten“ nach seiner Ansicht gehören mußte, konnte ihm ja nicht verborgen bleiben. Aber er übt ihr gegenüber eine un-gemeine Toleranz, und für ihre Hauptschwäche z. B. hat er, nachdem sie ihm selbst sehr unangenehme Verwicklungen und Enttäuschungen gebracht, das liebenswürdige Wort: „Daß Sie nie Mensch von Mensch unterscheiden lernen — meine verehrte Freundin — nun das ist kein Grund, Ihnen böse zu sein: im Gegenteil!! Ich glaube, man hat Sie immer deshalb gerade geliebt, durch Ihr ganzes an Liebe reiches Leben hindurch.“ Später klingt sein Urteil wohl einmal schärfer und deutlicher durch, wenn er ihr z. B. „Jenseits von gut und böse“ schickt mit dem ironischen Rat: „Sie sollen es nicht etwa lesen, noch viel weniger mir Ihre Empfindungen darüber ausdrücken. Nehmen wir an, daß es gegen das Jahr 2000 gelesen werden darf . . .“ Einmal reißt ihm auch die Geduld: „Ich will nicht mehr verwechselt werden. Herr Professor Friedrich Nietzsche in Basel — zum Teufel, was geht mich dieser Herr an!“ — Aber dann war sie wieder so rührend in ihrem unentwegten Glauben, daß er auf ihre Vorhaltungen nur erwidern kann: „Sie haben einfach recht, liebe Freundin; — ich auch —“

Nur in Briefen an andere hat er sich wohl deutlicher, spöttisch geäußert: „Wer etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich etwas aus mir zurecht gemacht, nach seinem Bilde — nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen „Idealisten“ — dies Wort an die Schwester geht auf Malwida. Und in einem Brief an Brandes lesen wir: „unsere teure Freundin Malwida, die immer noch Richard Wagner und Michel Angelo verwechselt . . .“)

Dennoch hätte das Verhältnis immerhin versöhnlich ausklingen können. Der guten Malwida konnte niemand dauernd böse sein. Und Nietzsche, der weichste und härteste der Menschen, bewahrt ihr gegenüber trotz gelegentlicher Gereiztheiten im Grunde eine lächelnde Duldung, daß sie so sehr „Idealistin“, so sehr Kind bleibt. Sagt er ihr einmal in einem „Brief unter vier Augen“ allerlei Wahrheiten über sich und sie, so fügt er am Schluß hinzu: „Sie wissen doch, wie sehr ich Ihnen zugetan bin?“

So ahnten diese beiden wohl selbst nicht, daß im Grunde ihrer Beziehungen noch ein Dämon lauer. Nietzsche gab sich trotz allem doch noch einer Täuschung

1) Vergl. Lebensabend einer Idealistin, S. 392: Wagner war das gewaltige Schlüsselwort einer großen produktiven Epoche in der Musik, wie Michel Angelo es in der bildenden Kunst war. Die Ähnlichkeit ist sehr groß; es ist eine Art krampfhaftes Ringen in dem Leben dieser zwei kolossalen Künstler. Die reine Linie der Schönheit war erschöpft in Raphael, Mozart, Bach, Beethoven. Seine zwei Großen sahen noch etwas Größeres und versuchten es mit irdischen Mitteln auszusprechen. Das jüngste Gericht, die Propheten und Sibyllen in der Eistina und die Götter Walhalls und Parsifal sahen dasselbe; sie suchten den Idealmenschen (nicht Übermensch im Nietzsches Sinne).

Dieser Abschnitt scheint ein Bruchstück jenes nach dem „Fall Wagner“ zersandten Entrüstungsbriefes von ihr an N. zu sein; vergl. seine Antw. S. 78 (der Ausdruck: Schlüsselwort).

über die eigentliche Malwida hin. Er hoffte in ihr, sagt Frau Förster-Nietzsche, auf eine wenn auch noch so gelinde Dosis Eklektizismus den begeisterten Überzeugungen aller Seerführer des Geistes und der Politik gegenüber, und sie, die Schwester, habe immer deutlicher gefühlt, wie er in ihren gemeinsamen Gesprächen diese Eklektizismus herauszulocken sich bemüht habe. So hat er sicherlich angenommen, daß Malwida auch in ihrem Wagner-enthusiasmus endlich etwas abgekühlt worden sei, speziell nach dem Parsifal, da sie sich früh vom dogmatischen Christentum gelöst hatte und im Gegensatz zu den „alten ausgelebten Religionen“ eine neue Religion der Sittlichkeit und Schönheit von einer höheren Menschheit erhoffte. Ohne diesen Glauben hätte er ihr gegenüber wohl nicht mit solcher Offenheit seine wachsende Abneigung gegen Wagners Tendenzen und Kunst geäußert. Er verbirgt nicht, wieviel auch der Mensch Wagner bei ihm durch sein Verhalten verloren habe: „Auch Wagners Verhalten gehört unter die Trivialität der Regel. Aberdies ist er der Mann seiner Partei; und der Zufall seines Lebens hat ihm eine so zufällige und unvollständige Bildung gegeben, daß er weder die Schwere noch die Notwendigkeit meiner Art von Leidenschaft begreifen kann. Die Vorstellung, daß Wagner einmal geglaubt haben kann, ich teilte seine Meinungen, macht mich jetzt erötten.“

Aber die Wandlung Bizet's, den Malwida in Rom persönlich kennen gelernt hatte, zu einem Anhänger Wagners schreibt er: „Dies hat mir in die Seele Cosimas hinein weh getan: es ist eine Falschheit mehr um Wagner herum, eines jener fast unüberwindlichen Mißverständnisse, unter denen heute der Ruhm Wagners wächst und ins Kraut schießt. Nach dem zu urteilen, was ich bisher von Wagnerianern kennen gelernt habe, scheint mir die heutige Wagnererei eine unbewusste Annäherung an Rom, die von innen her dasselbe tut, was Bismarck von außen.“

Im Herbst 1884 hat er einmal gewissenhaft und neugierig die Probe gemacht, wie er jetzt zu Wagners Musik stehe: „Was mir diese wolkige, schwüle, vor allem schauspielerische und prätentiose Musik zuwider ist! So sehr zuwider als — als — als — tausend Dinge, z. B. Schopenhauers Philosophie.“ Ein böshafter kleiner Dieb nach den Idealen der Freundin!

Immer stärker empfindet er die Bayreuther Strömung als eine feindliche Gegenströmung, der er einen Teil seines Mangels an Resonanz zuschreibt: „Man behandelt mich im lieben Vaterlande wie einen, der ins Irrenhaus gehört: dies ist die Form des ‚Verständnisses‘ für mich! Außerdem steht mir auch der Bayreuther Aretinismus im Wege. Der alte Verführer Wagner nimmt mir, auch nach seinem Tode noch, den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte.“

Malwida war dagegen eine der Intimen von Bayreuth, treu geblieben den ersten hohen Eindrücken. Sorrent hatte sie und Nietzsche auf kurze Zeit auch mit Wagner vereinigt, und sie erzählt, daß sie zwar das Gezwungene in Nietzsches Reden und Benehmen befremdet habe; da er sich aber nie mißfällig über Wagner geäußert, sei ihr der Verdacht nicht gekommen — bezeichnend genug für sie —, daß eine Änderung in seinen Gesinnungen vorgegangen sein könne. Schmerzlich genug wird ihr daher der gewaltsame Bruch zwischen diesen von ihr hochverehrten Menschen gewesen sein, der nach der Übersendung von „Menschliches, Allzumenschliches“ eintrat. Ihre letzten Vermittlungsversuche werden von beiden Seiten auf das bestimmteste abgelehnt. Ein im „Leben Nietzsches“ veröffentlichter Brief von Cosima Wagner an sie bezeugt

das. Auch Nietzsche schreibt ihr 1880, daß er in dauernder Dankbarkeit an Wagner denke, der ihm eine der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbständigkeit gegeben habe. „Und Frau Wagner, Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin. Aber zu allem Verkehren und gar zu einem Wiederanknüpfen bin ich ganz untauglich. Es ist zu spät.“

In dem Maß, wie diese Klust sich erweiterte, scheint Malwida solche Versuche eingestellt zu haben. Aber ihre Stellung zu Nietzsche wird dadurch um so schwieriger. Sie bleibt in dauerndem Verkehr mit Wagner. 1882 wohnt sie der ersten Parsifal-aufführung in Bayreuth bei und berichtet von der allgemeinen Ergriffenheit vor der Wunderwelt dieses Werks, das sie als das vollendete, jeder Analyse entzogene Kunstwerk feiert. Und sicher im Hinblick auf Nietzsche knüpft sie in dem „Lebensabend einer Idealistin“, der diese Schilderung bringt, eine Polemik an gegen den „törichtesten Irrtum, dies Werk als eine Rückkehr Wagners zu der orthodoxen dogmatischen Kirche anzusehen“. Ihr war der Parsifal vielmehr „das letzte Siegel, welches ein großer Mensch auf sein Leben drückt. Darnach braucht man nichts mehr zu sagen noch zu tun; der Bund mit der Ewigkeit ist geschlossen; das Zeitliche fällt ab und der ewige Gedanke steigt auf, um unsterblich fortzuleben in den kommenden Geschlechtern und im Verein mit allen dagewesenen, wahrhaft Großen den Tempelbau des Geistes über der gemeinen Wirklichkeit zu erheben, in welchem die reinen Seelen ihren Götterdienst feiern und dem Ideal huldigen, welches sich ihnen durch den Mund des Genius verkündet“.

Und so kam es, wie es kommen mußte. Nietzsche, in dem das Bedürfnis übermächtig geworden war, das selbst verschuldete gefährliche Mißverständnis über Wagner, diesen seiner Ansicht nach schlimmsten Beförderer der Ideale des niedergehenden Lebens, ein für allemal aufzudecken, schreibt den „Fall Wagner“ und sendet Oktober 1888 von Turin aus dies Buch an Malwida mit der bösen Bemerkung, daß einen Wagner abtun, zu den Erholungen in seiner schweren Aufgabe gehöre. Aber dieser und wie es ihr scheinen mußte, noch dazu spöttische Angriff auf ihre persönlichen Heiligthümer, solche Lästerung eines von ihr unter die Höchsten gerechneten Genius erschöpfte endlich auch Malwidas Geduld, und sie schrieb ihm, nach den Worten der Schwester Nietzsches, einen „wirklich bitterbösen Brief“, der ihn nun wiederum auf das tiefste verletzte und empörte. Er antwortet endlich kurz, schneidend, unnahbar: „Daß Wagner es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken (wie Sie es mit verehrungswürdiger Unschuld ausdrücken), der ‚letzte Ausdruck der schöpferischen Natur, gleichsam ihr ‚Schlußwort‘ zu sein, dazu bedarf es in der Tat des Genies, aber eines Genies der Lüge . . . Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein — ein Genie der Wahrheit — —“

Die Biographin Nietzsches teilt aus seinen Papieren noch einen „milderen Entwurf“ eines Antwortschreibens an Malwida mit, das die letzte Hülle zwischen den Freunden mit schonungsloser Grausamkeit zerreißt und als sein Schlußbekenntnis über die Freundin hierher gehört:

„Haben Sie denn eigentlich erraten, warum ich Ihnen überhaupt diese Exekution Wagners zusandte? Ich wollte Ihnen einen Beweis mehr davon geben, daß Sie nie ein Wort noch einen Wunsch von mir verstanden haben. Dieser tiefe Mangel an Instinkt; die mangelnde Freiheit in der Unterscheidung von Wahr und Falsch, die ich den modernen Menschen verwerfe — Sie sind ja selber ein extremer Fall davon, Sie, die Sie sich Ihr Lebenlang fast über jedermann geläufig haben, sogar über Wagner, um wieviel mehr aber in etwas schwierigerem Falle; über mich! . . . Verstehen Sie nichts von meiner Aufgabe? Was es heißt: „Umwertung aller Werte?“ —

Vergessen wir nicht, daß diese Worte der Vereiztheit eines unheimlich Verletzbaren entstammen, und daß sie Malwida nicht vor Augen gekommen sind. Ihr Brief hatte das Schicksal, die Introduction zu einer Menge böswilliger Angriffe von anderer Seite zu sein. Daher bleibt ihr Versöhnungsversuch erfolglos. Auch war es zu spät; wenige Wochen nachher traf den überreizten Geist Nietzsches ein Schlaganfall, der seinem Hochflug für immer ein Ziel setzte.

* * *

So reißt auch die langgeschonte Saite dieser Freundschaft mit demselben schrillen Klang wie andere Freundschaften Nietzsches vor ihr. Und doch waren sie einst Gleichgesinnte gewesen, mutige Kämpfer nach Höhenzielen, und das Bild von Malwidas tapferem Leben hatte in entscheidender Stunde in Nietzsches Seele geleuchtet. An beiden bewährt sich die Tragik, die den Beziehungen der feinsten und reichsten Seelen naturgemäß innewohnt. Es ist leichter, hier über Nietzsche den Stab zu brechen, als zu verstehen. Und doch gehört ihm ein eben so großer Anteil von Mitgefühl als ihr; er ist der Einsamere und Feinere und an tieferem Weh Leidende. Seine ganze Apologie, wenn sie nötig wäre, zugleich die Geschichte auch dieser und seiner anderen Freundschaften liegt in den Worten an die Schwester:

„— Die Unmittelbarkeit ist in Wahrheit die furchtbarste aller Vereinsamungen, die Verschidenheit ist die Maske, welche eiserner ist als jede Maske — und es gibt nur inter pares vollkommene Freundschaft. Inter pares! Ein Wort, das trunken macht; so viel Trost, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließt es für den in sich, der immer notwendig allein war; für einen, der ‚verschieden‘ ist — der niemandem begegnet ist, welcher gerade zu ihm gehörte, ob er schon ein guter Sucher war, der auf vielerlei Wegen gesucht hat, der im Verkehr immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Ähnlichkeit sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzulanger Erfahrung kennt, die Deutseligkeit heißt — mitunter freilich auch jene gefährlichen, herzzerreißenden Ausbrüche aller verheßten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und mißgewordenen Ströme der Liebe. — Ein tiefer Mensch braucht Freunde: es wäre denn, daß er seinen Gott noch hat. Und ich habe weder Gott noch Freunde!“

Aber auch für Malwida ist sicher dieses Ende der lang gehegten Freundschaft eine der schmerzlichsten Lebenswunden gewesen. Um so mehr, da sie einen idealen Glauben mit ihr begrub. Sie hat sich nicht mehr zu vorurteilsloser Würdigung von Nietzsches Lebenswerk aufgerafft; ihr blieb er ein Verirrter. In diesem Sinne nur redet ihre 1901 veröffentlichte Skizze von ihm.

Im Zarathustra hat ihr Bild eine Spur gelassen.

„Nun drohe mir mit dem Finger, wie Mütter drohn, nun lächle mir zu, wie Mütter lächeln, nun sprich nur: Und wer war das, der wie ein Sturmwind einst von mir davenstürmte?“ Das sind Worte Malwidas, lächelnd und mit aufgehobenem Finger in Basel gesprochen, als Nietzsche zu ihr sehnsüchtig von Italien und Sorrent sprach, aus dem er ihr kurz vorher entflohen. Und sie lassen erkennen, was das Beste war, das die gültige Freundin neben dem Vorbild ihres tapferen Lebens ihm geschenkt hatte: die Wärme ihrer Mütterlichkeit.

Als Friedrich Nietzsche im August 1900 starb, sandte ihm Malwida Lorbeerzweige aus Sorrent, wo sie ihn einst mit so großen Hoffnungen empfangen hatte. Sie starb drei Jahre später, 86 Jahre alt.

